

Essay

Helmut Gründlinger, Akademisches Gymnasium Linz, 7B

Wenn du einen Menschen glücklich machen willst,
dann füge nichts zu seinem Reichtum hinzu, sondern nimm von seinen Wünschen“
Epikur

Spricht man vom Glück, spricht man von einem Unbekannten. Keine Empfindung des Menschen erfreut sich ähnlicher Bekanntheit, keine Empfindung wurde bislang so unzureichend beschrieben wie das Glück, wohl weil es uns selbst kaum erfahrbar ist. Im alltäglichen Sprachgebrauch zählt das Wort „Glück“ mit seinen Kombinationen zu den meiststrapazierten, wenngleich es eine breite Spanne an Begriffen abdeckt, die entweder Erscheinungsformen des Glücks, Wege zur Erlangung des Glücks oder sein Gegenteil, das Unglück bedeuten. „Das Glück“ ist also zutiefst relativ. Ob dieser Relativität kann man es mitunter nicht einmal erfassen. Wenn man es in einem kurzen Moment innehat, sobald man es zu erfassen beginnt, verschwindet es wider in einem Nebel des Vergleichs. Glück lässt sich nicht messen. Dieser Mangel erlaubt es uns nicht, glücklich zu werden, auch ist es daher nicht ohne Schwierigkeiten möglich, sich einer Betrachtung des Glücks zuzuwenden. Könnte man Glück in einem Wert angeben, würde der Glückbesitzende angesichts eines „gewünschten Zustands“ entscheiden können, ob dieser „gewünschte Zustand“ einen höheren Glücksquotienten als der jetzige Zustand bietet. Der Unbeurteilbarkeit ausgesetzt irrt der Glückssuchende umher. Er erwirbt Automobile, größere Automobile, teurere Automobile, schnellere Automobile. Er sieht größere Automobile, teurere Automobile, schnellere Automobile. Er versucht, sie zu besitzen. Gelangt er zum Ziel seines Wunsches kann er bei diesem verbleiben, oder aber auch nach Höherem streben. Es widerfährt ihm dabei ein ähnliches Schicksal wie dem Protagonisten aus Franz Kafkas Erzählung „*Wunsch, Indianer zu werden*.“ Der Zielsuchende gelangt anstatt zum Höheren zum Niedrigeren. Die Vorstellung vom Indianersein erfüllt den Protagonisten zunächst mit einem Glückszustand. Sein Glück ist ihm nicht genug, er will Höheres erreichen, womöglich Indianer sein. Dieser Wunsch, der zum einzigen Ziel des Protagonisten wird, zerstört jedoch durch seine (momentane) Unerreichbarkeit den durch die Vorstellung erreichten Glückszustand. Wird der Wunsch als absoluter Indikator der menschlichen Bedürfnisse behandelt, werden mitunter die eigentlichen Bedürfnisse des Individuums ignoriert. In vielen Fällen sind die Wünsche des Individuums nicht mehr die eigenen, vielfach vertritt das Individuum fremde Wünsche, mitunter sogar ohne das Wissen des Individuums, wie die Effizienz der Werbeindustrie zeigt. Zu den eigenen Wünschen kommen nun auch fremde Wünsche hinzu, die mitunter nicht das Ziel haben, das Individuum glücklich zu machen. Der Wunsch ist also ein trügerischer Wegweiser. Er leitet nicht zum Glückszustand, vielmehr ist er eine Manifestation der Hybris. Wünschen wir zu viel? Wissen wir zu viel? Wissen wir zu viel von der Unzulänglichkeit unserer Existenz? Versuchen wir aus unseren Niederungen zu Höhen zu gelangen, indem wir graben? Kann man es überhaupt anders machen?

Als drittes Problem zeigt sich der Reichtum. Ist er vorhanden, kann er Glück zumindest partiell und zeitweilig bereiten, ist er nicht vorhanden, fehlt zumeist auch das Glück. Können wir ohne ihn glücklich werden? Wenn ja, wodurch? Die Perspektive der westlichen Welt war lange Zeit „habensfixiert“. Die gesellschaftliche Ordnung richtete sich demnach lange Zeit nach dem Besitz. Wir können daher in der westlichen Geschichte bis auf die Kyniker und einige Bettelorden nur wenige Gesellschaftsformen finden, die die Armut und die Einfachheit aktiv propagierten. Eine Gegenperspektive zum Materialismus in seiner kapitalistischen wie philosophischen Art fehlt uns daher. In der Form, die sich uns bietet, kann man den Reichtum jedoch wahrlich nicht als glücksbringend betrachten. Diejenigen, die ihn nicht besitzen, sind nicht glücklich, diejenigen, die ihn besitzen, noch nicht. Reichtum ist

durch seine materiellen Eigenschaften vergänglich, sein Glück durch die mit dem Reichtum einhergehende Vergleichbarkeit. Bevor man also mit dem reichumsbedingten Glück sagen kann „O Augenblick verweile doch, du bist so schön“ hat die Höllenfahrt des kapitalistischen Glückssuchenden unter Umständen bereits begonnen. Der Ausspruch „Das Glück ist ein Vogel“ trifft in dieser Hinsicht mehrfach zu. Nicht nur kann der Reichtum plötzlich jemand anderem gehören, auch sein Glück ist damit verschwunden. Der Reichtum macht das Glück vogelfrei.

Epikur versuchte, das Erreichen eines endgültigen Glückszustandes durch das Nehmen der Wünsche zu ermöglichen. Gleichzeitig riet er dazu, den Reichtum, jenes Gut, das in den westlichen kapitalisierten Gesellschaften als Hauptursache des Glücks gilt, nicht zu vermehren. Auf den Reichtum zu verzichten erscheint nur demjenigen als Verzicht, der das reichumsbedingte Glück innehat. Reichtumsbedingtes Glück zählt unter den verschiedensten Erscheinungsformen des Glücks zu den kurzlebigsten. Es ist nicht nur durch den Vergleich mit anderen Glückszuständen relativierbar, sondern auch durch den praktischen Verlust des Reichtums, sei es durch Gewalt oder durch Verluste bei Versuchen der Geldvermehrung bedingt durch das Streben nach Höherem. Selbst wenn man, wie es Allain de Botton vorschlägt, sämtliche erreichbaren Reichtümer anhäuft, ein Wunsch bleibt stets erhalten, auch wenn es der nach einem langsameren, älteren Auto ist. Denn selbst aus der Trauer, aus der Frustration kann man wie der Protagonist aus Aldus Huxleys Roman „*Brave New World*“ glücklich werden, oder glauben dies werden zu können. Epikur, der Reichtum und Luxus kritisch gegenüberstand, gibt klare Anweisungen, nicht das materielle, reichumsbedingte Glück zu suchen, sondern sich vielmehr einem „Glück in sich“ zu widmen. Dieses „Glück in sich“ entsteht durch sich selbst, es ist die „Erreichung des Höchsten“ durch sich selbst, das gegebene Glückspotential des gegenwärtigen Zustandes wird nicht mehr dem Wunsch ausgesetzt, es kann sein, was es ist: Glück. Das Glück an sich ist im Grunde jedoch ein Stillstand. Der Glücksuchende ist glücklich, sein Wünschen steht still, er muss sich nicht mehr weiterentwickeln.

Dieser Stillstand nimmt dem technischen Fortschritt zugleich seine Legitimation. Es ergäbe sich keine Notwendigkeit mehr, verbesserte Isoliermaterialien zu entwickeln, zugleich würden keine bislang unbekannt Langzeitschäden mehr verursacht. Der Fortschritt ist im Grunde nichts anderes als der Wunsch: Beide spiegeln uns vor, der Weg zum Glück, zur Erfüllung unserer Wünsche, damit auch unserer Bedürfnisse zu sein. Wenn man dem Fortschritt folgen würde, so würde man einmal zu einer Entwicklungsstufe gelangen, die aufgrund der Naturgesetze keinen höheren Fortschritt mehr zulässt. Der Mensch wäre entweder von seinen Wünschen befreit glücklich, oder er wäre an das System der Entwicklung, der Neuausrichtung des Wunsches und der Weiterentwicklung als einzigem Weg der Erfüllung seines Glücksstrebens, das vom Standpunkt des Epikureers schon nach einigen wenigen Schritten als überflüssig erscheint, gebunden. Ist keine Weiterentwicklung mehr möglich und der Mensch wüsste womöglich nicht davon und hält den weiteren Fortschritt wie in den vorangegangenen Weiterentwicklungsversuchen für möglich, so würde das ultimative Glück durch die unvollendete letztmögliche Erkenntnis zum ultimativen Unglück.

Das durch die unvollendete letztmögliche Erkenntnis hervorgerufene Unglück wäre samt den bei seiner Erreichung vorangegangenen Unglücken vermeidbar, würde man nach Epikur handeln. Der Epikureer ist glücklich, wenn er erreicht hat, was zu seinem Leben nötig ist, unter anderem Nahrung, Freude, Freiheit, Denkfähigkeit, Notwendigkeiten des Körpers und des Geistes zugleich. Besitzt der Epikureer diese Güter, kann er glücklich sein, unabhängig von seinem Reichtum, der laut Epikur ohnehin nur das, wonach der Mensch auf seiner Suche nach dem Glück strebt, symbolisiert, eine These, die die Techniken der Werbungsgestalter täglich untermauern.

Führen wir nun ein Gedankenexperiment durch: Zwei Epikureer, ein typischer Westeuropäer mit dem Reichtum Re und ein typischer Afrikaner mit dem Reichtum Ra. Der Reichtum

beider wird nicht vergrößert, ihr Wünschen wird wie vorgeschlagen verkleinert oder auf Null gesetzt, wobei gilt $Re > Ra$. Sie leben zufrieden, beiden mangelt es an nichts, dem Europäer nicht an größeren Autos, dem Afrikaner nicht an einem Auto. Beide sind auch nicht unzufrieden, der Europäer nicht damit, das er sich anstatt eines größeren eventuell nur ein kleineres Auto kaufen kann, der Afrikaner nicht damit, dass er kein Auto kaufen kann. Beide Probanden verbringen mehrere Jahrzehnte glücklich, danach wird ein Unterschied kenntlich: Aufgrund des niedrigeren Entwicklungsniveaus der afrikanischen Länder kann der afrikanische Epikureer sein Glück nur kürzer genießen. Man könnte den afrikanischen Probanden nun auf die Stoik Epiktets verweisen und ihm dazu raten „so zu wünschen wie die Dinge kommen und dadurch glücklich zu werden“. Nicht nur aus materialistischer Sicht würde sich der Sachverhalt als ungerecht darstellen. Würde man den Entwicklungsstaaten dazu raten, schlichtweg nicht nach Höherem zu streben, sondern mit ihren Bürgerkriegen, Epidemien und anderen Missständen zufrieden zu sein? Epikur erscheint in dieser Form bestenfalls als früher Neoliberalist, ihn jedoch ohne Neuinterpretation für heutige Probleme zu Rate zu ziehen ist wie bei jedem anderen antiken Philosophen fahrlässig und verfälschend. Die Glücksnutznießungsdauer führt uns vom immateriellen Glück zurück. Glück selbst ist zwar unreal, es existiert jedoch infolge materieller Ursachen. Wahrnehmbar ist es in fremder Form nur über materielle Wege, selbst die Instanz unserer Psyche dürfte höchstwahrscheinlich nur materiell sein.

Kann das Glück daher überhaupt nicht mit der materiellen Ebene gekoppelt sein? Auch dies bleibt, wenn man die bisherigen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse nicht spekulativ auslegt, vorerst nicht vollständig erklärbar.

Für die Philosophie bietet diese Ungewissheit eine große Arbeitsfläche, wo es keine Formel gibt, ist der Überlegung ein umso größerer Raum gegeben. Wie in den Naturwissenschaften sind vor einer endgültigen Erkenntnis viele Theorien gegeben, der Großteil unterscheidet sich zumindest teilweise von der endgültigen Erkenntnis. Keine philosophische These kann jedoch beanspruchen die einzig wahre zu sein. Das Befolgen einer einzigen These kann nicht zum optimalsten, effizientesten Ergebnis führen. Vielmehr ist es nötig, sämtliche Theorien zusammenzufassen, keinen Durchschnittswert, sondern vielmehr denjenigen Teil aus jeder Theorie herauszunehmen, der es dem Menschen am leichtesten macht, glücklich zu werden. Indem man dem Menschen keine großen Hürden auferlegt, kann man ihm das Glück leicht erreichbar, als auch leicht erhaltbar machen. Glück entsteht nicht dort, wo wir es mit großem Aufwand anzuhäufen versuchen, auch nicht dort wo wir es mit großem Aufwand beisammen halten müssen, sondern dort, wo es nicht mehr das Ziel der Wünsche ist, das Glück erhalten zu können. Man soll versuchen, das Glück so einfach wie möglich zu erlangen, dies ist einer der Hauptschlüsse, die auch Epikur nahe legt. Die Einfachheit selbst ist vielleicht ein Glück. Ist das vollendete Glück erreicht, so wird dem Menschen sein eventueller kurzer Verzicht auf anderes, auch reichumsbedingtes Glück nichts mehr ausmachen, er wird sein vorheriges Glück vielleicht nur mehr als Hindernis für sein jetziges begreifen. Der einzige Schritt zum Glück bedingt keinen Verlust. Vielleicht wird uns das dauerhafte Glück verwehrt bleiben, wie es Arthur Schopenhauer und Sigmund Freud befürchteten, man müsste sich wie in vielen anderen Bereichen auch mit der Unvollendetheit zufrieden geben. Gibt es jedoch das vollendete Glück tatsächlich, so kann es uns im Grunde nur leicht sein, in es zu gelangen. Theodor Adorno schrieb in seinem Text *Minima Moralia*: „Man hat es [das Glück] nicht, sondern ist darin. Ja, Glück ist nichts anderes als das Umfangensein, Nachbild der Geborgenheit im Mutterleib. Darum kann aber kein Glücklicher wissen, dass er es ist. Um das Glück zu sehen, müsste er heraustreten“ Das Glück ist elementar, ein weltliches Pendant zur religiösen Paradieserwartung, ein Überlebenstrieb des Geistes. Ob dieser Elementarität kann man annehmen, dass es vielleicht abseits des Wunsches ein Grundbestreben des Menschen ist, glücklich zu sein.

Epikur schrieb in seinem Brief an Menoikeos: „Das Gute und das Schlimme beruhen auf der Wahrnehmung“. Das Glück ist relativ, unter Umständen hat der Mensch bereits alles, was er zum Glück braucht, er weiß es nur nicht.
Man müsste nur in es hineinfallen.